

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

158 (9.7.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst



Maximilian von Mexiko

Gefährliche Romantik

Des Habsburgers, der vor hundert Jahren, am 6. Juli 1832, als Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Prinzessin Sophie von Bayern in Schönbrunn zur Welt kam, würde heute keine Zeile gedenken, wenn er sein Leben vornehmlich im Rahmen des Erbhauses zu Ende gelebt hätte. Denn da er außer seinem Namen nichts mitbrachte, was ihm auf eine geschichtliche Rolle Anspruch verlieh, entwickelte sich Ferdinand Max zu einer lebenswürdigen, aber gänzlich unbedeutenden Erscheinung. Weichen, schwärmerischen Gemüts, in romantischen Ideen groß geworden, für geistige Dinge empfänglicher als sein älterer Bruder Franz Josef, der als Kaiser den schwunglos nüchternen, pflichttreuen Hofrat auf dem Thron verlor, verlor er sich in den schönen Künsten, ohne im Malen, Modellieren und Verfertigen über einen kurzatmigen Dilettantismus hinauszuwachen. An unklarem Zaudern, zum mindesten: Betätigungsdrang gedrang es ihm nicht, und oft lastete auf ihm das Bewußtsein, daß er als Zweitgeborener vom rechten Wirken ausgeschlossen sei: „es gibt“, sprach er einmal eine ihn ehrende Gelegenheit aus, „nichts sogenanntes Sorgenlos Erleben führt.“ Mit zweiundzwanzig Jahren Befehlshaber der k.k. Kriegsmarine, drei Jahre später Generalgouverneur der italienischen Provinzen Österreichs — leere Repräsentationsposten waren das, bei denen andere die Arbeit leisteten! Er wollte etwas sein, nicht bloß scheinen, und als der junge Erzherzog die Tochter des belgischen Königs Leopold I., Charlotte, heimführte, führte die machthungrige Stoburgerin noch diesen unruhigen, unbestimmten Ehrgeiz ihres Gatten.

Da plötzlich leuchtete vor dem Paar, mit allem Glanz einer trügerischen Lustspielwelt und anscheinend dennoch erdnamhafte Wirklichkeit, eine Krone, eine Kaiserkrone auf. Freilich erschierte das dazu gehörige Kaiserthum noch nicht. Mexiko, ein Land, fünfmal größer als Frankreich, mit einer Million Weissen, drei Millionen Negern und vier Millionen Indianern als Einwohner, war eine Republik, deren zäher und tüchtiger Präsident, Benito Juarez, der Masse nach zur Weisheit zählend, die Zügel nicht locker ließ. Gegen sich hatte er die gesamte höhere Geistlichkeit, seitdem er die Kirchengüter eingezogen und die meisten Klöster geschlossen hatte, und jene lauzende Herrschaft, die mit der Kirche verflochten durch schamlose Ausbeutung der breiten Volksmasse die und seitgekommen war. Von den Emigranten dieses Schmarroberlages, die auf den europäischen Vergnügungssstätten herumlungerte, fingen einige mit honigzucker Schmeichelebe die Kaiserin von Frankreich ein und gewannen durch Eugenie das Ohr Napoleons III.

Da dieser Abenteuerer, durch einen freien Staatsstreich auf den Thron gelangt, der unaufhörlichen äußeren Erfolge bedürfte, um die innere Opposition wenigstens nordwärts zum Schweigen zu bringen, befreundete er sich rasch mit der ihm von den mexikanischen Emigranten zugebotenen Aufgabe, drüben „Ordnung zu machen.“ Glücklich es ihm, in Mexiko die Republik durch die Monarchie zu verdrängen und einen von ihm abhängigen Herrscher einzusetzen, so schlug er mehrere Fliegen mit einer Klappe. Einmal zeigte er der Welt auf die neue, daß er willens und fähig war, seine „Mission“ zu erfüllen; zum zweiten erlöschte er den französischen Besitzungen ein an Ausbeutungsmöglichkeiten aller Art reiches Land. Unüberwindlicher noch lockte ihn ein Drittes zu dem mexikanischen Reich: der mächtigste phantastische Gauner- und Wuchergewinn zu sichern, die ihm ein mehr als schamloses Anleihegeschäft mit einem Gegenpräsidenten hätte abwerfen sollen.

Da Mexiko 1861 die Forderung seiner Auslandsschulden auf zwei Jahre einstellte, gelang es Napoleon III., England

Spanien als gefährdete Glaubigerstaaten zu gemeinsamen Vorgehen zu bewegen. Doch bald fanden die französischen Truppen, wegen ihrer schwierigen militärischen Lage stets Verstärkungen heischend, allein auf dem fremden Boden. Das hielt den Habsburger nicht ab, mit seiner Charlotte freudetrunken herbeizueilen, als ihm eine von den Franzosen zusammengetrommelte, jeden Rechtstitels entbehrende „Volksvertretung“ die Kaiserkrone anbot. Die nicht ausbleibenden sehr ersten Warnungen schlug er in den Wind, zog im Juni 1864 als Maximilian I. unter feierlichem Gepränge in die Hauptstadt Mexiko ein, stiftete Orden und Würden und schwelgte in fast kindlichen Vorstellungen über die Glanzrolle, die ihm beschieden sei. Befangen im dynastischen Dünkel, wählte er, es genüge der gute Wille eines Hochgeehrten, ein Volk glücklich zu machen. Diesen guten Willen glaubte er zu haben, aber auch der allerunspringlichste Zafschensinn ging ihm ganz und gar ab. In seiner Verblendung sah er nicht einmal, daß er nichts anderes war als eine Puppe an den Drahten der französischen Machtpolitik. Jedem Einfluß unterliegend, schwankte er zwischen den Verjonen und Parteien hin und her und vermochte im Grunde niemanden zu gewinnen; einzig ein deutscher Dichtersmann, Friedrich Rückert, himmelte ihn in einem Dantropem für einen Orden an:

Du bist der Neuzeit echter Sohn,
Herold der Weltreligion,
Und der gesetzt hat Deinen Thron,
Lächelt sich und nicht im Sturm wanken.

Sowohl Napoleon III. der war, der diesen Thron geiebt hatte, entsprach die Wirklichkeit keineswegs der Reimerei. Dem allmählich fand der Franzosenkaiser ein Darz in der Suppe. Die liberale Opposition lieferte das ungezählte Millionen verhängende mexikanische Abenteuer ein immer zugkräftigeres Werbemittel, und die Vereinigten Staaten traten nach Abschluß ihres Bürgerkrieges mit der Volung „Amerika den Amerikanern!“ täglich drohender gegen die Franzosen in Mexiko auf. So kam am Ende die Weltung zum Abzuge der französischen Streitkräfte, und Maximilian blieb machtlos und mittellos in einem Lande zurück, dessen Bevölkerung mit geringen Ausnahmen zur Republik und zu Juarez hielt und als die Jahre hindurch den Franzosen und „Kaiserlichen“ durch schonungslossten Kleinrieg die Hölle heiß gemacht hatte. Schon war das Schiff unter Dampf, das Maximilian in die Heimat tragen sollte, als er, wie schon oft einem Stimmungsumschwung nachgebend und in neue Illusionen verstrickt, sich mit einer Garvoll Getreuer und auch nicht Getreuer in die Festung Queretaro warf. Im Oktober 1865 hatte er ein Dekret verfaßt und gezeichnet, das grausame Massenerschießungen von Juarez-Anhängern nach sich zog. Als jetzt nach einundsechzigstägiger Belagerung Queretaro, zum Teil durch Verrat, den Republikanern in die Hände fiel, wurde dem Habsburger jener Blutbefehl zum Verhängnis: Juarez stellte ihm, auch um ein Beispiel zu geben, ungerührt und gnadenlos samt zweiten mexikanischen Offiziere am 19. Juni 1867 vor die Hintertür des Standrechtsspelotons. Schon vorher war Charlotte während einer Europa-Reise, auf der sie das französische Kaiserpaar dergleichen um Hilfe angefleht hatte, in die Nacht des Wahnsinns hineingeglitten.

Was, außer uneinbringlichem politischem Ansehensverlust Napoleons III., von dem gesamten Spul blieb, war das Gemälde, auf dem Manet die Hinrichtung Kaiser Maximilians festgehalten hat. Über sicher bewegte den Meister des Impressionismus der Gegenjag und Einklang der Farben auf dieser seiner Leinwand mehr als das dargestellte Schicksal von Franz Josefs Bruder, das gewiß traurig, doch nicht im Sinne der antiken Tragödie tragisch gewesen ist.

Hermann Wendel.

Sozialistische Lebensgestaltung

Der Reichstagswahlkampf 1932 wurde mit großer Begeisterung von der sozialistisch denkenden Arbeiterschaft und der Arbeiterfreibei oder Arbeiterpartei eröffnet. Auf allen Straßen grüßte sich die Arbeiterschaft mit dem Ruf „Freiheit“. Damit drücken wir nicht etwas Neues aus. Der Freiheit haben alle Kämpfe der Arbeiterklasse gegolten, seien sie nun mehr politischer oder mehr wirtschaftlicher Natur gewesen. Im Faschismus ist der Freiheit ein heimtückischer Feind geworden. Heimtückisch und hinterlistig, falsch und erbärmlich deshalb, weil er sich in das Kleid einer Arbeiterpartei und des Sozialismus steckt und nur seinen Geldgebern, den Drahtziehern des Kapitalismus die offenen Karten zeigt. Deshalb müssen wir heute recht deutlich der Welt es mitteilen, wie wir uns die Welt anschauen und wie wirkliche Sozialisten sie gestalten wollen. Deshalb so mächtig unser Ruf: es lebe die Freiheit!

Karl Marx hat uns gezeigt, wie die Geschichte der Menschheit eine Geschichte von Klassenkämpfen war. Die unterdrückte Klasse sah den Sinn ihres Strebens immer in der Eroberung der Freiheit. Die Befreiung der Arbeiterklasse ist deshalb die Befreiung vom Joch des Kapitalismus und dessen Erbfeind, das Faschisten. Was wir Klassenbewußtsein nennen, ist das Wissen um diese Dinge. Wir kennen heute die wesentlichen Merkmale der menschlichen Psyche, des menschlichen Seelenlebens. Die Gesetze derselben sind heute schon in vielen Teilen bekannt. So wissen wir auch, wie dieses Klassenbewußtsein in der Seele des Arbeiters am besten verankert wird. Es gibt ein inneres proletarisches Gefühl, man kann es als proletarisches Gewissen nennen. Dasselbe hat Beragraphen, nach welchen jeder Proletarier sein Leben gestalten mußte. Das proletarische Gewissen verbietet jeden Mystizismus. Der Proletarier hat die Welt zu leben wie sie ist. Doch es können Situationen kommen, wo der Verstand, das Wissen versagt, dann handeln wir nach dem Gefühl. Das Gefühl ist kontrolliertes Unterbewußtsein. Die Kontrolle wird vom proletarischen Gewissen ausgeübt. Es gibt wunderwundernde Mittel, das Gefühl, in unserem Falle das proletarische Klassengefühl aufzurichten. Und hier gehören unsere Symbole hin. Die rote Fahne bedeutet jedem Proletarier eine ganze Welt, die Welt des Sozialismus. Man wurde sie mit drei Weisen geschmückt, die, wiederum symbolisch gedacht, den Gegner und Hauptfeind der Arbeiterklasse, den Faschismus, tödlich treffen müssen. Halte diese drei Weisen hoch in Ehren und zeigt sie jedem Mann, in ihrem Reich werden wir siegen. Das Bürgertum lehrt mit dem Individualismus den Kampf aller gegen alle. Das Proletariat erzieht die klassenlose Gesellschaft, predigt die gegenseitige Hilfe, Klassen-solidarität. Unsere Arbeiterorganisationen, seien es nun Partei oder Gewerkschaft, Sportorganisationen oder Genossenschaft, legen Lebewandiges Zeugnis vom Erfolg und Inhalt dieses Strebens ab. Während Hitler's und SS eine besetzte und unter Kadavergehörsam sehende Menge blinder Fanatiker darstellt, sammeln sich die Arbeiter dem Gesetz der Klassenloyalität folgend, hinter den Fahnen der Eisernen Front, um aus freiem Willen und damit aus freiem sittlichen Empfinden heraus, ihre Welt zu bereichern. Einer für alle und alle für jeden. Das ist sozialistisches Prinzip. Ein freies Volk auf freier Erde, das ist sozialistische Lebensgestaltung. Für die Freiheit wollen wir leben und sterben.

Heiterer Roman eines Großstadthundes

JOH. FERCH
PURZL

Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

33
Erf dann stellte ich mich bei Bergs Bett auf, dränge die Schenke in seine Seite, berührte vorsichtig seine Hand, belle, aber nicht laut. Manchmal will er weiter schlummern, aber ich lasse nicht locker, bis er mich streichelt.
Freilich ist er hin und wieder darüber ungehalten und murret, zünet auch:
„Fahr ab, gib Ruhe!“
Dann frage ich mit den Blicken die Frau, die sagt:
„Warte nur das Herd! Es ist höchste Zeit!“
Da müßt kein Widerstand Bergs. Ueber unseren gemeinsamen Willen — ich möchte ja Berg manchmal noch ruhen lassen — entschleide ich immer Frau Therese.
Dies alles ist Instinkt, sagen die neunmal Weissen, Loren, die sich in den Reden ihrer geistigen Spekulationen einspinnen und das Leben nicht sehen.

Berg sagte einmal, daß schließlich und endlich doch die Naturtriebe über die Kulturgebote siegen. Leider hat er, wie übrigens immer, auch in dieser Hinsicht recht. Es kommen Wochen, wo ich mich nicht selbst gehöre und unter einem rätselhaften Einfluß beibe, der mich zu meinen weiblichen Artgenossen drängt in der mich in eine geistige Dämmerung treibenden Gewalt.
Und wie sie uns unterjocht! Man jagt, schlägt, schmäht uns, wie sind besessen, treiben uns sogar auch nachts in der Umgebung irgend eines Weibchens umher. Erst jetzt verstehe ich, warum doch immer wieder die Männer trotz ihrer Vorherrschaft zu Unterthanen werden.

Draußen toben Novemberstürme. Wir weilen bei Lubinger. Er erzählt, es seien gerade auf den Tag sieben Jahre, daß ich in die Welt eingedrückt bin. Er schildert die Vorgeschichte. Alle lachen, bis Frau Elli weint.
Wie groß ist die Schöpfung und wie klein die Zufälle, die das Leben ermöglichen. Das Wandern zweier Frauen — mit wieviel

bitteren Erlebnissen war es für mich verknüpft! Eine Frage bleibt übrig: Ist das Leben wert, gelebt zu werden?

Es gibt Stunden im Heim, die wohl jene Stimmung in sich bergen, von der die Menschen als von seliger Wunschlosigkeit sprechen. Draußen stürmt der stehende Winter durch den Abend, im Zimmer strömt der Ofen wohlige Wärme aus. Der Schein der Esse fließt rot über dem Boden und reflektiert Flammenstreifen auf die Wände.

Frau Therese und Berg sitzen eng aneinandergeschmiegt im Dämmerungsdunkel am Divan, ich ruhe eingekollt zu ihren Füßen. Die Menschen ruhen in ihren Worten Erinnerung zum flüchtigen Leben, ich erlebe sie nochmals. Jedes Antlitz meiner jeweiligen Umwelt könnte ich wieder erkennen.

Ende es die angehäuften Lebensjahre, welche die Vergangenheit in ein sanftes Licht tauchen, daß ich die Härte der Erlebnisse mildere betrachte und keinen der Menschen, die meinen Lebensweg kreuzten, zürnen kann?

Sie lebten ihrer Bestimmung gemäß, mit den Tugenden und Untugenden, denen wir nun einmal nicht entraten können, weil wir nicht unsehbar sind. Wie bunt waren die Bilder des Cafés, wie schön viele Stunden bei dem Geiger. Ob er noch lebt, der Geis mit dem jungen Herzen, das schmend in der Geige sang und sich an der großen Vergangenheit labte? Wie wird es dem Maler ergegangen sein, dem Mann, der es verstand, sich die Frauen untertan zu machen, der einzige, den ich als Herrscher über das „Kind“ kennen lerne?

Der Bürokrat wird in strenger Rechlichkeit die Adoptivkinder erziehen, seine Frau wird nach wie vor zu ihm besundernd aufblicken, wie die Frau des Kilometerfressers, ihn besundernd, ihm in die Felsenmauern nachzuzeln wird, ihre gewiß nicht beneidenswerte Bestimmung.

Jetzt liegt alles weit, weit. Wie zum Abschluß sagt nachdenklich Berg:

„Ja, ja, Purzl!“

Draußen glüht der Sommer der Großstadt, die sich von dem Menschen die Geschenke der Kunst und des Vergnügens im Winter sowie die Bequemlichkeit des Zusammenlebens vieler Menschen im Sommer bezahlet.

Die Nachbarin drängt Frau Therese, mit das Fell beschneiden zu lassen. Der dicke Pelz müßte mir doch eine Dual bereiten. Frau Therese zögert, auch Berg.

„Ich kann ihn mir geschoren nicht vorstellen. Aber eigentlich muß das ästhetische Bedenken vor seinem Wohlbehagen zurücktreten.“

Ich hätte wahrlich nichts dagegen. Da die Nachbarin immer wieder drängt, gibt Frau Therese ihren Widerstand auf. Mein Pelz wird in einer Hundeschurankstalt erleichtert. Ich fühle mich sehr behaglich.

Ich verspüre am Rückende ein lästiges Jucken, ich reibe und frage mich, Frau Therese wird aufmerksam. Sie stößt einen leisen Schrei aus:
„Eine Wunde!“
Sie ruft Berg. Sein soeben noch fröhliches Gesicht wird ernst. Therese geht morgen früh gleich mit Purzl zum Tierarzt. Man kann nicht wissen.“

Ich erschauere. Bergs Stimme klang in einem mich ergreifenden Bangen. Wieder ein Blick aus heiterem Himmel?

Meine Tage sind gezählt. Ich werde scheiden müssen. Der Tierarzt hat mich untersucht. Er sagte, man solle die Hundeschur nur in Tierschubereinen vornehmen lassen und von der Gewissenslosigkeit unabhängig machen. Der Hundeschurere hätte mich infiziert.

Küdel! Ein Todesurteil, nicht immer, aber zumeist Berg erklärte der weinenden Frau Therese — ich sah sie noch nie weinen — sie müsse noch einmal zu dem Tierarzt gehen. Er müsse mich retten, und wenn Berg seinen ganzen Besitz opfern müsse.

O Berg, Berg! Wie habe ich während meines ganzen armen Lebens dich am meisten geliebt.

Umsonst. Der Tierarzt gab keine Hoffnung. Es gäbe nur eine Erlösung für mich — töten.
Frau Therese meinte wieder, sie könne nicht mit mir den letzten Weg gehen. Berg erklärte, er sei dazu außerstande, Frau Therese möge dies eines Tages tun, sie dürfe es ihm aber nicht vorher sagen.

Und ich verstehe jedes Wort.
D Bürokrat, wie achte ich dein Verantwortungsgefühl. Der Schurmann besaß es nicht.

Berg küßt Frau Therese, er geht in das Geschäft. Er streichelt mich, ich lecke seine liebe Hand. Er betrachtet mich, sagt seufzend das alte, liebe Wortbild:
„Ja, ja, Purzl!“

Ich folge ihm mit den Augen, als er zur Türe schreitet, trinke noch einmal die Blicke, die er mir zuwendet.
Ich werde ihn nimmer sehen.

(Fortsetzung folgt.)